

Nr. 126. Bromberg, den 5. Juni 1932.

Das goldene Netz

Roman von E. Phillips Oppenheim.

(8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Das Mädchen unterdrückte ein Gähnen. Sie war gespannt, warum ihr Gastgeber seine ganze Aufmerksamkeit dem Onkel gewidmet hatte. „Gut“, antwortete sie lakonisch, „ich bin bereit. Leben Sie wohl, Mr. Deane.“

„Wenn ich darf“, sagte er, „möchte ich Sie ein Stückchen begleiten.“

Sie gingen am Strand entlang, dann teilte sich die Gesellschaft. Mr. Sarsby ging vor. Deane und das junge Mädchen folgten ihm einige Schritte zurück.

„Sie scheinen meinem Onkel viel zu sagen gehabt zu haben“, bemerkte sie neugierig.

„Wenn Sie das eine interessante Teegesellschaft nennen, wenn Sie einen älteren männlichen Verwandten mitbringen —“

„Es war nicht meine Schuld“, unterbrach sie ihn. „Er wollte mitkommen — bestand darauf — sobald er hörte, daß ich mit Ihnen gesprochen hatte. Ihr Diener hat Einkäufe besorgt und Telegramme abgeschickt und dadurch alle im Dorf neugierig gemacht. Leute, welche in kleinen Orten leben, sind immer solche Philister.“

Er lachte. „Ich mußte jedenfalls mit Ihrem Onkel sprechen“, sagte er.

Sie nickte. „Sie wissen jetzt, was ich erdulde“, sagte sie. „Er ist ein langweiliger, unwissender, hochtrabend redender Mensch. Sie sind wahrscheinlich auch schon daraufgekommen?“

„Sie geben eine kurzgefaßte Beschreibung Ihrer Angehörigen ab“, bemerkte er.

„Ich versuche, die Wahrheit zu sprechen“, antwortete sie. „Ich will gerecht gegen Menschen sein. Wenn ich irgend eine gute Eigenschaft wüßte, die er besitzt, würde ich sie Ihnen sagen — aber ich kenne keine.“

Sie wollte gerecht gegen Menschen sein! Er sah sie an, wie sie an seiner Seite ging, mit der Frische der gesunden Jugend ausschreitend. Ihre Beine zeichneten sich deutlich unter ihrem dünnen Rock ab — eine Brise umwirbelte ihr Haar. Sie ging gut, den Kopf etwas zurückgeworfen. Deane sah die anmutige Linie ihres Halses und ihrer Brust. Es lag etwas Rhythmisches in ihren Bewegungen. Sie glaubte an Gerechtigkeit! Ja, so sah sie aus. Der Mund war etwas hart — das Kinn energisch. Er dachte mit etwas Nervosität daran, was sie wohl sagen würde, wenn sie wüßte, mit wem sie ging, und ob Dick Sinclair wirklich ihr Onkel gewesen war! Angenommen, sie wüßte die ganze Wahrheit — wüßte von dieser hitzigen Unterredung, wüßte von Rowans Unternehmen, wüßte von dem Papier, das noch in des toten Mannes Rock steckte. Es wäre nicht leicht, mit ihr zu verhandeln, dachte er. Ihr Onkel drehte sich um. Sie hatten das Ende des Weges erreicht. Ein kleiner grasbewachsener Fußweg führte sie nun zum Hafen, hinter welchem das Dorf lag.

„Mr. Deane“, sagte er — „Mr. Deane, ich möchte Ihnen das Dorfschulhaus zeigen.“

Deane nickte. „Sehr gern“, sagte er. Mr. Sarsby wandte sich an seine Nichte. „Ruby“, sagte er, „geh' nach Hause und sage Tante, wo wir sind. Ich werde in einer halben Stunde — vielleicht in fünfundzwanzig Minuten — zu Hause sein. Wenn vom Golfklub für mich irgend eine Botschaft da ist, so soll der Junge warten, bis ich komme. Hier, Mr. Deane — hier.“

Das Mädchen ging weg, schnitt ein Gesicht und winkte Mr. Deane einen Abschiedsgruß mit der Hand. Die zwei Männer gingen Seite an Seite die Dorfstraße hinauf.

Kapitel XIV.

Ein unerwarteter Besuch.

Mr. Sarsby war, wie die meisten Männer seines Schlages, nervös und hilflos, wenn größere Ereignisse an ihn herantraten als die alltäglichen. Er schien die ganze Last weiterer Taten auf diesen Fremden überwälzen zu wollen, auf dessen Anstiftung er die Nachforschung begann.

Das Lesezimmer war bis auf diese zwei Männer ganz leer. Deane saß am kleinen Bogenfenster und blickte mit scheinbarem Interesse auf die schmale Straße. Sarsby, mit einem Stoß von zerdrückten und zerrissenen Zeitungen vor ihm, stand über den langen Tisch gebeugt, der sich in der Mitte des Zimmers befand. Sein Suchen war beendet. Er zweifelte nicht länger. Der ermordete Mann war in der Tat Rubys Onkel!

„Mr. Deane!“ rief er heiser aus.

Deane wandte den Kopf. „Nun?“

„Es besteht gar kein Zweifel darüber“, erklärte Mr. Sarsby und strich mit der Hand über den Zeitungsstoß. „Es ist Rubys Onkel! Der Tag seiner Ankunft stimmt, und das Hotel ist jenes, von dem aus er an Ruby schrieb.“

Deane nickte zustimmend. „Ich dachte mir, daß er es sein muß“, sagte er.

„Er ist es“, erklärte Mr. Sarsby. „Was sollen wir machen? Es muß sofort etwas geschehen!“

„Selbstverständlich“, bemerkte Deane. „Ihre Nichte muß ihre Erbrechte geltend machen — das ist für den Fall, daß der Mann tatsächlich etwas besaß.“

„Natürlich! — Natürlich!“ sagte Mr. Sarsby. „Lieber Gott, was für eine unglückselige Geschichte! Ich nehme an, ich muß mit ihr nach London fahren, und London regt mich immer so auf!“

„Ich fürchte, das werden Sie tun müssen“, bemerkte Deane. „Wie ich Ihnen schon früher sagte: Falls ich Ihnen behilflich sein kann, werde ich es mit Vergnügen tun.“

„Aber Sie werden nicht da sein“, sagte Mr. Sarsby. „Sie fahren ja von hier nach Schottland.“

Deane zögerte. „Es wäre möglich“ — sagte er — „ich glaube sogar, daß ich über London nach Schottland fahren werde.“

„Aber wir müssen sofort abreisen!“ meinte Mr. Sarsby. „Ich nehme es jedenfalls an.“

Deane stand auf. Er hatte nicht viel Sympathie für den aufgeregten kleinen Mann, dessen Augen ihn immer hilfe- und ratsuchend anblickten. „Ja", sagte er, „ich bin derselben Ansicht. Sie müssen die Angelegenheit mit Ihrer Nichte besprechen und mich dann wissen lassen, wie Sie sich entschlossen haben."

Sie gingen zusammen fort. Während des Gehens sagte Mr. Sarsby: „Ich vermute, Sie erachten es für notwendig, daß ich meiner Nichte davon Mitteilung mache? Es wird für sie natürlich ein Schlag sein. Sie hatte sich soviel von der Ankunft dieses Onkels erhofft, und ich fürchte, sie ist hier nicht sonderlich zufrieden."

„Ich sehe nicht", antwortete Deane, „wie Sie es ihr verheimlichen können."

„Von einem Vermögen wird gar keine Erwähnung gemacht", bemerkte Mr. Sarsby. „Die Zeitungen sagen, daß er so wenig Sachen hatte, daß es schwer anzunehmen ist, daß Diebstahl die Ursache des Verbrechens war. Dennoch, glaube ich, muß man es ihr mitteilen."

Deane ging die enge Straße hinunter, die Hände am Rücken, die Augen auf den kleinen Flußarm gerichtet, der jetzt mit Fischerbooten besät war. Hier war endlich ein Ausweg aus allen Schwierigkeiten. Der ermordete Mann hat keine anderen Verwandten. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde das Mädchen nie etwas erfahren. Niemand würde je diese Habseligkeiten des Toten beanspruchen. Dann behauptete sich wieder bei ihm die Vernunft, und er erstickte die Versuchung, der er beinahe nachgegeben hatte.

„Sie muß verständigt werden", sagte er. „Wenn Sie es ihr nicht selbst sagen wollen, so werde ich es tun."

Mr. Sarsby schüttelte den Kopf. „Das ist es nicht", sagte er. „Es liegt mir nichts daran, es ihr zu sagen. Aber die Reise nach London! Die Aufregung und das alles! Ich hasse solche Quälereien! Es ist schlecht für meine Gesundheit."

Sie standen am kleinen Kai und Deane zögerte. „Wenn ich sonst etwas für Sie tun kann", sagte er, „suchen Sie mich auf. Jedenfalls möchte ich Sie sprechen, bevor Sie nach London fahren."

Mr. Sarsby rang die Hände. „Es ist sehr lieb von Ihnen", erklärte er — „ich werde Sie jedenfalls aufsuchen, ehe wir abreisen! Ich kann mir nicht vorstellen, was Ruby sagen wird. Armes Mädchen! Armes Mädchen!"

Deane ging zu seiner Behausung zurück. Ein oder zweimal blickte er sich um, auf das niedrige, weiße Landhaus, welches das Mädchen ihm als ihr Heim bezeichnet hatte. Dann ging er heim.

*

Gegen Sonnenuntergang zu schien sich die Hitze zu steigern. Ein eigenartiger heißer Wind kam vom Lande her, schwarze Wolken ballten sich am Himmel und tiefe Finsternis herrschte. Die Luft schien mit Elektrizität geladen. Jeden Augenblick schien ein Sturm zu kommen. Die Flut rollte heran, nicht mehr sanft und langsam, sondern stürmisch und mit gewaltigen Wellen, die ihren Gischt weithin spritzten. Deane stand öfters als einmal auf und blickte hinaus. Die ganze Welt schien in Aufruhr. Die Möven waren still geworden und hatten Zuflucht in einem verborgenen Lager genommen. Die Fischerboote hatten ihre Segel eingezogen. Nicht eine menschliche Seele war am Strande zu erblicken.

Deane beendete sein Mahl und saß beim weit geöffneten Fenster. Auf die Arme gestützt, sah er auf das schaumbedeckte Meer hinaus. Bücher lagen neben ihm, aber er hatte keine Lust zu lesen. Zigaretten und Zigarren standen in greifbarer Nähe, aber er brachte nicht die Energie auf, um zu rauchen. Es war etwas Bedrückendes in diesen Augenblicken vor dem Gewitter. Er selbst befand sich in aufgeregter Gemütsverfassung Eine neue Seite dieses traurigen Kapitels lag vor ihm aufgeschlagen. Das Erscheinen dieses Mädchens war eine Katastrophe. Sie würde die Papiere des ermordeten Mannes in ihren Besitz nehmen — sie vorweisen, vermutlich einem Advokaten zeigen. Nachher konnte nur das Schlimmste geschehen.

Plötzlich wurde die tiefe Stille gebrochen. Er hörte das Knistern des Kieses unter eiligen Fußtritten, das Rascheln eines Rockes, einen kleinen halbunterdrückten Schrei. Er sah bestürzt auf. Es war Winifred Rowan, die auf ihn zukam, ihr Haar in Unordnung, mit angstvollen Augen — eine seltsame, halb erschreckte Gestalt, die vor dem Gewitter floh!

„Miß Rowan!" rief er erstaunt aus. In diesem Augenblick teilten sich die Wolken und ein fürchterliches Blitzen begann. Das junge Mädchen schrie auf und streckte die Arme wie zum Schutze vor. Er beugte sich über sie, und als der Donner das Gebäude erschütterte, nahm er sie in die Arme und hob sie über das schmale Fensterbrett in das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Der Komponist Igor Strawinsky.

Zum 50. Geburtstag des russischen Komponisten (geb. 5. Juni 1882).

Von Dr. Hans Kleemann.

Man mag sich zu Strawinsky und der Tendenz seiner Musik stellen wie man will — das eine muß man ihm lassen, daß er unter den Neuerern einer der originellsten und konsequentesten ist. Strawinsky ist geborener Russe (sein Vater war Bassist an der kaiserlichen Oper zu Petersburg), trotzdem kann man ihn nicht eigentlich als Exponenten der russischen Musik bezeichnen. Wie er selbst sich vom Heimatboden losgelöst hat — er lebt meist in Paris —, so ist auch die Wirkung seiner Kunst weit mehr in Westeuropa zu spüren als in Rußland.

Strawinsky ist Revolutionär, er kämpft gegen die Tradition; sein künstlerischer Wille äußert sich daher zunächst in vorwiegend negierendem Sinne. Er ist antiromantisch, antipathisch, antisentimental; er wendet sich auch von den letzten „Richtungen", von deren Strom er sich eine Zeitlang treiben läßt, dem Impressionismus und Expressionismus, bewußt ab und gelangt zu einem eigenen Formalismus. Die Verleugnung der Ideale von vorgestern führt, wie auch bei anderen Männern der Zeit, von selbst zu einer Flucht in die Groteske, in die Ironie. Die Musik hat nicht mehr die Aufgabe, bestimmte Gefühle auszudrücken, ebensowenig soll sie deskriptive Absichten erfüllen, Strawinskys Ziel ist eine Musik an sich, absolute Musik oder, wie ein modernes Schlagwort lautet, objektive Musik. Das kommt schließlich einer völligen Entseelung der Musik gleich, und so ist es nicht erstaunlich, daß er so weit geht, alles Persönliche auszuschalten. Aus seiner Stellung zur Romantik ergibt sich notwendig der Verzicht auf jeden Subjektivismus, der zu ihren wesentlichen Merkmalen gehört. Seine Musik enthält keine psychologisch zu deutenden Selbstbekenntnisse, sie will nur architektonisch, nur Konstruktion sein und richtet sich nach eigenen, ihr innewohnenden Gesetzen.

Satztechnisch knüpft er zunächst an bewährte Vorbilder an, vor allem an seinen Lehrer Rimsky-Korsakoff, daneben unverkennbar Skrjabin und Debussy. Mehr und mehr entfernt er sich in der Behandlung von der ehemaligen klangschwelgerischen Üppigkeit; er meidet Verschmelzung der Orchesterfarben, setzt sie vielmehr hart nebeneinander, scharf voneinander getrennt. Seine Polyphonie wird freier, losgelöster von harmonischen Bindungen, die Tonalität aufgelockert, auch zeitweise ganz aufgehoben, aber nie in wirkliches Chaos geratend. Auch die Gleichzeitigkeit verschiedener Tonarten (Polytonalität) mündet stets wieder in eindeutige tonartliche Verhältnisse. Gerade seine letzten Schöpfungen bekennen sich wieder klar zu rein tonaler Auffassung.

Der hervortretende intellektuelle Zug erinnert an Schönberg, von dem er auch zweifellos bedeutungsvolle Anregung empfangen hat. Aber in einem Punkt unterscheidet er sich auffallend von diesem radikalsten Neutöner, dessen blutleere Kunst sich gänzlich im Abstrakten verliert: das ist die ungeheure Vitalität, die in seiner Musik steckt. Es ist allerdings kein Leben, das Seelisches widerspiegelt, es ist das Leben einer gut funktionierenden Maschine. Diese Musik ist weder dionysisch noch apollinisch, sie ist einfach dynamisch. Als das Brüsseler „Pro-arte"-Streichquartett sein Concertino gespielt hatte, faßte Strawinsky seine begeisterte Zustimmung in die bezeichnenden Worte: „Es war eine richtige Nähmaschine!"

Das Ballett „Der Feuervogel", durch Diaghilew in Paris (1910) aufgeführt, war Strawinskys erster Erfolg. Auch das burleske Ballett „Petruschka" erfreute sich ungeteilten Beifalls. Erst mit dem „Frühlingsopfer", in dem er für den heidnischen Legendenstoff einen neuen primitiven Stil findet, setzt die Diskussion ein. Einen neuen Einschnitt bedeutet die groteske Jahrmarktskomödie „Geschichte des Soldaten". Von da ab verschwindet der russisch-nationale Grundton immer mehr. Der Rhythmus dominiert. Der Orchesterklang wird vereinfacht. Der beschrittene Weg wird konsequent weiter begangen in der Buffooper „Mavra", in Instrumentalwerken usw. Eine merkwürdige Mischgattung ist die oratorische Oper „Oedipus rex". Es herrscht darin dasselbe kalte Pathos wie in der „Psalmensinfonie". In den letzten Werken, dem „Capriccio" und dem Violinkonzert, könnte man Andeutungen romantischen Geistes entdecken. Vielleicht gelangt Strawinsky, den man als neoklassisch zu rubrizieren liebt, eines Tages zu einer neuen Form der Romantik, womit sich die Bahn seiner Entwicklung zu einem Kreis schließen würde.

Die rote Dame.

Von **Kurt Miethke.**

Rechtsanwalt Doktor Moos blickte über seinen goldumrandeten Klemmer auf seinen Klienten. „Es ist zum Verzweifeln, Herr Graf", sagte er, „aber ich bin am Ende. Wenn Sie mir nicht mit Rat und Tat zur Seite stehen, können wir einpacken."

„Ich! Ausgerechnet ich!" jammerte der junge Graf von Boburg. „Ich sehe keine Möglichkeit. Ich habe keine Ahnung, wo der Schatz stecken kann."

„Heute ist der Vierzehnte, bis zum Zwanzigsten müssen wir Rat schaffen oder das Schloß wird Ihnen weggepfändet."

„Wollen Sie mir nicht noch einmal das ganze Problem knapp darstellen?" fragte des Grafen Schwester Katharine. „Vielleicht kommt mir ein Einfall."

„Noch einmal? Ich habe seit dem Tode Ihres Vaters an weiter nichts gedacht als an dieses vertrackte Problem. Also meinetwegen; hören Sie zu: Ihr Herr Vater erlitt einen Autounfall. Der Gendarm Berthel, der sich zufällig in der Nähe befand, traf nur noch einen Sterbenden an. Ihr Herr Vater flüsterte kaum hörbar etwas von dem Schatz der Boburg, oder da wir nun einmal beim Rekapitulieren sind, wollen wir es schon genau machen. Graf Christian sagte: „Der Schatz der Boburg — versteckt — —" Hier nun war der Gendarm Berthel intelligent genug, zu fragen: „Wo ist er versteckt?" Der Graf verstand die Frage und machte eine verzweifelte Anstrengung, sie zu beantworten; er murmelte ganz leise vor sich hin, und die einzigen Worte, die Berthel verstand, waren die folgenden: „Die — — rote — — Dame — —" Dann verließen Ihren Herrn Vater sichtlich die Kräfte und er verschied. Das ist nun über ein Jahr her. Sie wissen selbst, wie die finanzielle Lage der Boburgs ist. Wenn es uns nicht gelingt, Geld aufzutreiben, so befürchte ich das Schlimmste."

„Und wie haben Sie das Geheimnis zu lösen versucht?" fragte Katharine.

„Wir haben die ganze Schloßchronik durchsucht, ob es hier jemals gespukt hat. Zu unserem größten Bedauern ist dieses ein ganz unromantisches Schloß; es hat nicht einmal eine weiße, geschweige denn eine rote Dame gegeben. Da kam Ihr Herr Bruder auf den ausgezeichneten Einfall, sich seine Ahnengalerie im Speisesaal einmal des Näheren anzusehen. Und er entdeckte etwas, was weder mir noch vermutlich Ihnen bisher aufgefallen ist, daß nämlich Ihre Ahnfrau Margarete, die zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges lebte, auf dem großen Ölgemälde in dunkelrote Seide gekleidet ist!"

„Ausgezeichnet! Und haben Sie etwas gefunden?"

„Langsam, langsam! Wir sagten uns: Dreißigjähriger Krieg, das ist gar nicht schlecht. Da sind die meisten Schätze vergraben worden. Wir nahmen das Bild ab und beklopften zunächst einmal die Wand. Wir klopften jeden Zentimeter ab, jedoch vergeblich. Darauf nahmen wir uns das Bild selbst vor, schraubten den Rahmen auseinander und betrachteten jedes Fleckchen der Leinwand mit der Lupe, immer in der Hoffnung, irgend einen Hinweis auf einen Schatz zu finden. Wir haben daraufhin noch einmal die Schloßchronik aus jener Zeit durchgelesen und auch dabei nicht den geringsten Anhaltspunkt finden können."

„Das ist ja zum Verzweifeln."

„Ist es auch. Mich selbst hat die Sache derartig mitgenommen, daß ich nur noch ein zuckendes Nervenbündel bin."

Doktor Moos streckte seine Hand aus, und die beiden Zuhörer sahen, wie seine Finger zitterten.

Gräfin Katharine erhob sich und klingelte dem einzigen Diener des Schlosses. „Bringen Sie den Tee herein!" befahl sie. Dann wandte sie sich an den Rechtsanwalt: „Ich weiß, Sie haben viel für uns getan, und ich hoffe, wir werden es Ihnen einmal lohnen können. Jetzt müssen Sie aber auf jeden Fall eine Tasse Tee mit uns trinken, Herr Doktor!"

Moos nickte. Schweigend und ihren eigenen Gedanken nachhängend, tranken die drei den Tee, und als sich die Herren eine Zigarette angesteckt hatten, sah der junge Graf auf die Uhr und sagte: „Ihr Zug geht erst in einer Stunde, Herr Doktor. Ich schlage vor, daß wir nicht mehr über das Thema reden — es führt doch zu nichts. Eine Partie Schach wird uns ablenken — wollen Sie?"

„Kein schlechter Gedanke — aber was wird Gräfin Katharine dazu sagen, wenn wir spielen und nichts zu ihrer Unterhaltung tun können?"

„Ich sehe leidenschaftlich gern zu", lachte sie und holte aus einer Vitrine das elfenbeinerne Schachspiel.

Bald darauf saß man vertieft in eine ziemlich aufregende Partie. In dieser Partie gab es eine Stelle, bei der dem jungen Grafen der Verlust eines seiner Türme drohte. Um den Verlust abwenden zu könne, überlegte er ziemlich lange. Infolgedessen begann Doktor Moos wieder nervös zu werden. Er spielte ungeduldig mit einem Läufer, den er seinem Gegner schon abgenommen hatte, drehte ihn in seinen Händen hin und her und sprang plötzlich auf. So heftig, daß der Spieltisch mit allen Figuren umfiel.

Die Geschwister sahen starr und erstaunt auf den Doktor. Dieser war erst blaß geworden, dann rot und dann wieder blaß. Sein Atem ging heftig. Er bückte sich und suchte unter den heruntergefallenen Figuren, bis er eine gefunden hatte, die er triumphierend aufhob.

„Was ist das?" schrie er.

„Eine Schachfigur", lachte der Graf unsäglich verblüfft.

„Ja! Aber was für eine?"

„Die Königin"

„Richtig! Man hat aber für Königin im Schachspiel noch einen anderen Ausdruck!"

„Die Da . . . Um Gottes willen, Doktor!"

Der Graf stürzte auf den Rechtsanwalt zu und wollte ihm die Figur entreißen; dieser hatte sie schon auseinander geschraubt, legte die einzelnen Teile auf den Tisch und entnahm dem Mittelstück ein zusammengerolltes Stückchen Papier, das er entfaltete.

Er las es, räusperte sich und sagte: „Darf ich Ihnen Glück wünschen? Der Schatz ist gefunden! Das Geheimnis steckte in der roten Dame des Schachspiels. Warum haben Sie auch nicht daran gedacht, daß die elfenbeinernen Figuren des Spieles rot und weiß sind? Ich kam darauf, als ich aus Ungeduld mit Ihrem Läufer spielte und dabei entdeckte, daß sich die Figuren auseinanderschrauben lassen."

Er reichte den beiden den Zettel, auf dem die Stelle, wo der Familienschmuck der Boburgs vergraben war, sich neben einigen erläuternden Sätzen von der Hand des verunglückten Grafen genau verzeichnet fand.

An diesem Tage zog der Reichtum wieder in Schloß Boburg ein.

Nervosität hat zuweilen auch ihre guten Seiten . . .

Der Abendzug.

Zu Abend, wenn der Duft der Quecke
Von frischen Ackerfeuern zieht,
Werden am Dunkelband der Strecke
Die roten Augen angeglüht.

Und auf der Kleinstation erwachen
Die Schritte, schrillt das Telephon.
Am Zaune, wo die Säumer lachen,
Wechselt das Läutewerk den Ton . . .

Da neigen sich am Weg die Schranken,
Ein grünes Licht klappt hoch am Mast —
Der Abendzug mit Zitterflanken
Erdonnert in Gewitterhast.

Der Stahl dröhnt auf. Die Weichen prasseln.
Und Funken stieben in die Nacht,
Und fern und ferner läuft das Rasseln
In Feldern, wo der Tag verflacht.

Verlassen wie die Schienenstränge
Fällt in die Nacht die Kleinstation,
Der Wind weht durch die Ginsterhänge
Und summt auf einem wehen Ton.

Gerhard Lynch.

Wie man sein eigener Großvater wird

Ihr werdet lachen, wenn ihr diese Überschrift lest. Ich habe auch gelacht, als mir jemand erzählte, daß es wirklich möglich sei, daß ein Mann wirklich sein eigener Großvater werden könne. Trotzdem ist es möglich, wie einer der bekanntesten amerikanischen Schriftsteller, Mark Twain, bewiesen hat. Es ist eine ganz verwickelte Geschichte, durch die man sich nicht so leicht findet. Mark Twain also erzählte:

Ich heiratete eine Witwe, die hatte eine erwachsene Tochter. Diese Tochter war nun also meine Stieftochter. In sie verliebte sich mein Vater und heiratete sie. Er wurde also mein Schwiegersohn, und meine Stieftochter wurde meine Mutter, denn sie war ja die Frau meines Vaters.

Das ist schon höchst merkwürdig, aber es kommt noch toller. Meine Frau bekam einen Sohn, der natürlich der Stiefbruder meines Vaters und mein eigener Onkel war, denn er war ja der Bruder meiner Stiefmutter.

Die Frau meines Vaters bekam ebenfalls einen Sohn. Dieser war natürlich mein Bruder. Aber er war auch mein Enkel, denn er war der Sohn meiner Tochter.

Meine Frau also war meine Großmutter, denn sie war die Mutter meiner Mutter. Ich selbst war zur gleichen Zeit der Mann und der Onkel meiner Frau und da der Mann der Großmutter einer Person natürlich der Großvater dieser Person ist . . . so war ich also mein eigener Großvater!

Verstanden?

Lustige Rundschau

* **Unerwünschte Heilung.** Ein Mann, der sein Gehör verloren, klagte dies Übel einem Arzte. „Das kommt wahrscheinlich von zu vielem Branntweintrinken!" sagte der Arzt.

Der Mann trank eine Zeitlang keinen Branntwein und bekam auch wirklich sein Gehör wieder. Aber nach einiger Zeit traf er zufälligerweise mit dem Arzt wieder zusammen und hörte wiederum so schlecht wie vordem.

Der Arzt schreit ihm zu: „Ihr habt gewiß wieder Branntwein getrunken!"

„Ja, ja, das habe ich allerdings getan. Denn sehen Sie, Herr Doktor, sechs Wochen habe ich keinen Branntwein getrunken und recht gut gehört, aber alles, was ich gehört habe, war lange nicht so gut wie der Branntwein!"



Rätsel-Ecke



Zifferblatt-Rätsel.

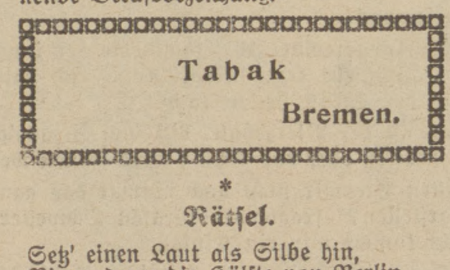


1— 7 = Gebäude,
9—12 = ein Raum darin,
2— 6 = männlicher Rufname,
4— 6 = Fürwort,
11— 2 = Wasserpflanze,
10—12 = Fisch,
1—12 = ?

*

Besuchskarten-Rätsel.

Wer den Beruf des Inhabers dieser Karte wissen will, muß die Buchstaben nachstehender Karte richtig umstellen. Es ergibt sich dann eine mit „B" beginnende Berufsbezeichnung.



*

Rätsel.

Setz' einen Laut als Silbe hin,
Nimm dann die Hälfte von Berlin,
Und mit vier Beinen grunzt's im Tann;
Ein Schwänzel wohl ist hintendran.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 120.

Gitter-Rätsel:

	S		U		R		A		S	
W	A	L	D	M	E	I	S	T	E	R
	A		E		I		Y		I	
	L		R		S		L		L	

= Waldmeister.

*

Viereck-Rätsel:

E	I	S	M	E	E	R
C	S	A	R	D	A	S
R	A	T	H	A	U	S
M	A	I	L	A	N	D
S	C	H	R	A	N	K
Z	E	I	T	U	N	G
G	E	R	T	R	U	D

*

Scherz-Rätsel:

L acht a U Be
= Lachtaube.

*

Wort-Rätsel: Annaberg.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.